

## Sprache im technischen Zeitalter

Sprache im technischen Zeitalter veröffentlicht literarische Texte, Essays und Untersuchungen zur Sprache und Literatur der Gegenwart.

**Heft 155, Oktober 2000**

<b>Ingo Schulze</b>	<i>Milva,</i>	
	<i>als sie noch ganz jung war</i>	246
<b>Andreas Neumeister</b>	<i>Volk ohne Berg</i>	254
<b>elektroLit</b>		
<b>Stephan Porombka</b>	<i>New Economy Class</i>	265
<b>Terézia Mora</b>	<i>Oh Zeit, deine Pyramiden</i>	271
<b>Michael Rutschky</b>	<i>Gutachten über ein zukünftiges Gerät</i>	274
<b>Peter Glaser</b>	<i>Schrift unter Strom</i>	280
<b>Heinz Ludwig Arnold</b>	<i>Print on demand</i>	286
<b>Auf Tritt Die Poesie</b>		
<b>Joachim Sartorius</b>	<i>„in den katakomben des gehirns eine klingenscharfe leere“</i>	290
<b>Joachim Zünder</b>	<i>Gedichte</i>	292
<b>Ulrich Peltzer</b>	<i>Die Erkundung der Welt</i>	300
<b>Dieter Stolz</b>	<i>„Niemand weiß, wie gut es gemacht ist“</i>	312
<b>Lutz Hagestedt</b>	<i>Der Hauptkick</i>	
<b>Rainald Goetz</b>	<i>kam durchs Internet</i>	325
<b>Giorgio Caproni</b>	<i>Gedichte</i>	340

men. Möglichst schnell auf den Berghof wollte Hitler kommen. Aller Alpen Täler werden hinten immer schmaler. Der Watzmann glüht. Hitler sagt: Wenn ich diese Berge wunderbaren Berge sehe, dann werde ich tapfer. Möglichst schnell in die Berge sollten die Olympioniken kommen. Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst. Kapitel neun: Die Olympiastraße. Gabriele Münter hat den Blauen Bagger gemalt. Auf der Olympiastraße zwischen Weilheim und Murnau hat der Blaue Bagger ganze Arbeit geleistet. Möglichst schnell nach Garmisch sollten die Wettbewerbsbesucher kommen. Was Berlin mit Garmisch verbindet, ist das Jahr 1936. Was die Vergangenheit von der Gegenwart unterscheidet, ist das Jahr 1936. Zwei Olympiaden im gleichen Jahr! Zwei Olympiaden im gleichen Land! Namen wie Arnold Fanck, Leni Riefenstahl und Luis Trenker. Zu besten Ufa-Zeiten hatte Mutter auf die Kinder des Ufa-Stars Heidemarie Hatheyer aufzupassen. Heidemarie klingt strange. Heidemarie klingt deutsch. Die Heidemarie als Geierwally. Mutter als ausgebildete Kindergärtnerin. Wird die Geierwally den Bergführer Carell kriegen? Der Berg ruft, wen aber ruft der Berg? Luis Trenker wurde zunehmend mit dem Filmcharakter Carell verwechselt. Vater wurde mit Luis Trenker verwechselt. Mutter hatte während des Krieges um die Zugspitze auf die Kinder der Geierwally aufzupassen. Nicht in die Würm durften sie fallen, nicht verwechselt durften sie werden

#### VII.

Die siegreichen Amerikaner beginnen sichtbar mit der Räumung der Garmischer Kasernen. Endlich Ehrwald. Endlich der Fernpaß. Den Fernpaß hinauf, den Fernpaß wieder hinunter. Endlich das Inntal, endlich das Ötztal. Endlich der Brenner, das Auto, die Bahn. Den Brenner hinauf, den Brenner hinunter. Endlich Italien! Noch nirgends war ich so oft wie in Österreich. Einmal Italien bedeutet zwangsläufig zweimal Österreich. Nach der Scheibentheorie hört südlich der Alpen die Welt auf. Dabei geht es südlich der Alpen erst richtig los

Die Zugspitze. Vater sagt: ein schöner Berg! Die Benennung von Bergen spielte eine große Rolle im Leben unseres Vaters

### Stephan Porombka *New Economy Class*

Aktuelle Daten zur Literatur im Netz

#### 1.

Als der Bestseller-Autor Michael Crichton in diesem Frühjahr auf Tournee gegangen ist, um auch in Deutschland seinen neuen Roman *Timeline* vorzustellen, da kamen die Kritiker aus dem Staunen nicht heraus. Denn die Überraschung war, daß es Crichton gar nicht unbedingt darum ging, für sein Hardcover-Buch zu werben. Ganz offensichtlich war ihm das dringendste Anliegen, die veränderte Rolle des Erzählers und des Erzählens in der computerisierten und vernetzten Weltgesellschaft zu bestimmen. So präsentierte er sich dem Publikum als Autor, der die medientheoretischen Phrasen von Platon bis McLuhan bemerkenswert gut beherrscht und der mit gesteigerter Medienkompetenz zwischen Buch, Film, Fernsehen und Computer hin- und herzappt. Vor allem aber präsentierte er sich als Autor, der in allen Mediensparten mitspielen und dabei sogar noch Riesengewinne erzielen kann.

Doch damit hörten die Überraschungen schon auf. Anlaß für die Präsentation war die Konzeption eines Computerspiels, für das Crichton das Handlungsgerüst des *Timeline*-Romans umsetzen wollte. Für die Filmindustrie ist eine solche Umsetzung von Filmplots in interaktive Bildschirmspiele keineswegs ungewöhnlich. Ganz im Gegenteil gehört es längst zu den gängigen Marketingstrategien, Filme von der ersten Entwurfphase an auf Computerspiele und andersherum Computerspiele auf Filme abzustimmen und zu übertragen. Ungewöhnlich war auch nicht, was sich Crichton für sein *Timeline*-Klickspiel ausgedacht hatte. Kenner der Szene wird das, was er da per Computerbeam an die Wand projizierte, an die klassische *Dungeon & Dragon*-Spielästhetik der achtziger Jahre erinnern haben, die längst von hipperen Simulationen abgelöst worden ist. Und ungewöhnlich war schließlich auch nicht, was Michael Crichton zur Veränderung des Erzählers und der Erzählung in der Netzwelt mitzuteilen hatte: „Ich kann alles auf dem Bildschirm kontrollieren“, lautete seine Erkenntnis, „aber die Zuschauer unterliegen nicht meiner Kontrolle.“ Das führe, so Crichton weiter, „zu immensen Problemen des Erzählens“, vor allem weil er den Verdacht habe, „daß

der Zuschauer, der einmal die Kontrolle übernommen hat, sie nie wieder aus den Händen gibt.“

Ach du je, kann man da nur sagen: Mit solchen Aussagen sind in den neunziger Jahren ganze Regale gefüllt und Newsgroups am Laufen gehalten worden. Auch können Botschaften dieser Art heute schon von Studenten der Kulturwissenschaft zur Zwischenprüfung auf dem Kamm geblasen werden.

Wenn das aber alles gar nicht so ungewöhnlich war, was Crichton da präsentiert hat, wie kam es dann dazu, daß seine Statements fortwährend von Bewunderung und Erstaunen begleitet wurden und man angesichts der projizierten Klickspiel-Bilder zumindest im deutschen Feuilleton etwas ganz Neues auf die Literatur und auf die Leserschaft zukommen sah?

## 2.

Um das verständlicher zu machen, sollte man sich an einen zweiten Autor erinnern, der ebenfalls in den letzten Monaten durch sein literarisches Engagement in den Computernetzen für Aufregung gesorgt hat. Gemeint ist Stephen King, der im März dieses Jahres seine Erzählung *Riding the Bullet* ausschließlich online veröffentlicht und, so hieß es, das Geld für das Herunterladen der Datei von seinen Lesern per digitaler Überweisung kassiert hat. Die Zahlen sind bekannt: Innerhalb von 24 Stunden wurden die Lade- und Zahlungsbuttons rund 400.000 Mal aktiviert, bei der halben Million brach der Server zusammen, was weitere offizielle Zählungen offensichtlich unmöglich gemacht hat. Immerhin dürfte King bis dahin rund 300.000 Dollar verdient haben. Kein schlechter Auftakt, bedenkt man, daß für ihn, hätte er seine Erzählung im New Yorker oder im Playboy veröffentlicht, wohl nur rund zehntausend Dollar drin gewesen wären.

Am Tag, als der Run auf die *Riding the Bullet*-Seiten einsetzte, da war allen Beteiligten gleich klar: Ganz egal, ob die erzählte Geschichte gelungen ist oder nicht, dies sollte die erste große Horror-Erzählung über die Zukunft der Verlage und des Buchhandels sein. Denn wenn einer wie King beginnt, seine Texte über das Netz zu vertreiben, und wenn er beginnt, sein Honorar direkt zu kassieren, dann erledigen sich die Aufgaben all jener, die als Verteiler und Zwischenhändler am Buchverkauf verdient haben.

Nun sind solche Vermutungen natürlich Teil einer ganz eigenen Horrorgeschichte, in der unterschlagen wird, daß King die Institutionen des Buchmarktes für seine Erzählung nur neu kombiniert hat. Der Vertrieb, so berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung unter Berufung auf Kings Verlag Simon&Schuster, habe die üblichen Wege über den Großhandel genommen, und jeder Buchhändler, der über eine Website verfügte, konnte das Werk zu einem frei kalkulierbaren Preis anbieten.

Unterschlagen aber wird in dieser Horrorgeschichte über die Horrorgeschichte auch, daß die Erzählung, die mit einem einprogrammierten Kopierschutz versehen war, von Hackern innerhalb kürzester Zeit kopierfähig gemacht und der Anarchie im Internet zum Opfer fiel – und die Zwischenhändler atmeten auf: Wie nur wenige von Kings Helden schienen sie noch einmal mit Schrecken davongekommen zu sein.

So stellt sich auch im Fall von King der Auszug aus dem Buchmarkt und der Einzug ins Netz nicht ganz so spektakulär dar. Ohnehin weiß man mittlerweile, daß er mit diesem Schachzug vor allem seine Verleger unter Druck setzen wollte, die sich bei seinen Honorarforderungen zunehmend widerständig gezeigt hatten. Gewonnen hat King mit *Riding the Bullet* deshalb vor allem beim Selbstmarketing. Was er im Netz an Geld verdienen konnte, das dürfte angesichts seiner ausgehandelten Tantiemen für den Buchverkauf nicht wirklich ins Gewicht fallen.

## 3.

Nun aber muß man noch einmal fragen: Wenn die Präsentation des Bestseller-Autors Crichton gar nicht so ungewöhnlich war und wenn sich die Netz-Aventure des Bestseller-Autors King als gar nicht so spektakulär herausstellt – was hat dann so nachdrücklich für so viel Aufregung gesorgt?

Die Antwort ist: Die Big Names sind da! Nun kommen die Schwerverdiener im Netz an, die großen Autoren! Und sie nutzen das Netz für sich, um sich selbst und ihre Produkte zu vermarkten. Ob unbedingt neu ist, was sie im Angebot haben, das ist dabei nicht wirklich von Interesse. Allein ihr Name scheint für ein sicheres Geschäft zu bürgen. Allein mit ihm investieren sie so viel symbolisches Kapital in das neue Medium, daß auch andere sich schneller motivieren lassen, entweder ihr symbolisches Kapital oder gar ihr Geld in den Einsatz des Netzes für die Vermarktung von Literatur zu investieren.

Das kann man gut finden oder nicht; das kann man für einen Verrat an Prinzipien der schönen Literatur oder an den Prinzipien des ehrwürdig anarchischen Netzes halten. Fakt aber ist, daß sich mit dieser Entwicklung genau das wiederholt, was die Entwicklung des Netzes bereits in den letzten zehn Jahren bestimmt hat. Die Ideologie vom Weltgehirn hat sich in dieser Zeit ebenso aufgelöst wie die Idee, man habe es hier mit einem gegenkulturellen Medium zu tun, das die unterdrückenden Gesetze der Massenmedien für null und nichtig erklärt. Solange man das noch glaubte, ließ sich die Internet-Geschichte als Geschichte der Befreiung des Netzes aus den Händen der Militärs erzählen, als Umkehrung der organisierten strikten Befehlshierarchie in ein weltweites poetisches und gemeinschaftliches Dauergebrabbel.

Weil man recht lange an diese Geschichte glauben wollte, gab es einige Umstellungsschwierigkeiten bei der zunehmenden Kommerzialisierung des Netzes, die Mitte der neunziger Jahre mit ungeheurer Rasanz eingesetzt hat. Entweder wurde sie verteufelt und als Okkupation des freiheitlichen Mediums durch neue Diktatoren interpretiert. Oder es wurde besonders auf seiten des E-Commerce versucht, das Pathos der Freiheit in die Werbung hinüberzuretten. Das hat letztlich dazu geführt, daß sich auf der einen Seite die Kritiker der Kommerzialisierung und der digitalen Globalisierung in einen Schmollwinkel zurückgezogen haben. Auf der anderen Seite wird das Problem von Freiheit und Netz vornehmlich im Rahmen von Fragen nach freiem Angebot, nach freiem Einkauf und nach freiem Geldfluß debattiert. Spätestens anlässlich der Fusion von AOL und Time Warner, so hat es Hilmar Schmundt in einem sehr schönen Essay gezeigt, der in der Neuen Rundschau erschienen ist, scheinen sich die Hoffnungen auf eine ebenso angemessene wie wirksame Kritik an der Kommerzialisierung des Netzes erledigt zu haben. Statt dessen, so Schmundt, generiert und inszeniert das Netz seine eigenen Erfolgsgeschichten vom Fusionsfieber, vom Start-Up-Wahn, vom Boom des Neuen Marktes, vom Risk-Investment in die dot.com-Branche – Geschichten allesamt, die vor allem dazu dienen, neue Erfolgsgeschichten zu generieren, die die Stimmung für die Annahme und Abnahme immer weiterer Erfolgsgeschichten verbessern.

Die Literatur folgt dieser Entwicklung mit einiger Verzögerung, aber punktgenau. Von den großen Netzutopien hat auch sie eine Zeitlang profitiert. Noch die banalsten Hypertexte wurden als Dokumente des Durchbruchs in eine Epoche angepriesen, in der die Macht des Lesers so weit gesteigert wird, bis er selbst nicht mehr ein Lesender, sondern ein Schreibender ist. Im Zuge dieser wundersamen Verwandlung sollte es zu einer befreiten, ja geradezu enthemmten Produktion literarischer Texte kommen, die endlich wieder auf der Höhe ihrer Zeit waren und nicht hinter der technologischen Entwicklung hinterherhinken mußten.

#### 4.

Angesichts der schwächelnden Resultate mag es heute überraschen, wie lange sich diese Überzeugung halten konnte. Einige Internetliteraturwettbewerbe hat sie überlebt, obwohl die Jurys Jahr für Jahr von den eingesandten Ergebnissen mehr als enttäuscht waren. Und sie hat auch die erste Phase der Kommerzialisierung der Literatur im Netz überlebt, als die virtuellen Buchhandlungen wie amazon.com vorgeführt haben, daß Literatur im Netz boomen kann, wenn sie als eine daherkommt, die in Buchform angeboten und verschickt wird. Literarische Experimente und Interaktionen haben die Organisatoren dieser Buchläden ganz nebenbei in ihr Ange-

bot geflochten, nicht um literarisch avanciert zu sein, sondern ganz einfach um den Spaßfaktor für die Kunden zu erhöhen. So konnte man etwa zusammen mit John Updike bei amazon.com einen Roman schreiben. Auch kann man – das ist mittlerweile ein gängiges Mittel, die Kunden zu binden – Rezensionen schreiben und auf den Seiten der jeweiligen Buchhandlung veröffentlichen.

Angesichts der Erfolge der Online-Buchhandlungen hat sich das Gerede von der grundutopischen Ausrichtung der Netzliteratur zunehmend verflüchtigt. Aber gezeigt hat sich zugleich, daß sich Literatur über das Netz und durch das Netz gut vermarkten läßt. Ein Beispiel: Die aspekte-Redaktion des ZDF kam 1997 auf die Idee, den Autor Ilija Trojanow auf ihren Seiten Stück für Stück einen Roman schreiben zu lassen. Auf diese Weise wollte man mehr User auf die Seiten ziehen. Denn mehr User bringen mehr Zugriffe, und mehr Zugriffe bedeuten einen größeren kommerziellen Erfolg. Hier wurde Literatur also im Kampf um die Quote eingesetzt und schien ganz gut zu funktionieren. Als Nachfolger von Trojanow hat ein Jahr später Matthias Politycki diesen Quotenkampf auf den ZDF-Seiten mit der Fortsetzung seines Weiberromans unterstützt. Zugleich hat er ihn genutzt, um die eigenen Quoten zu verbessern. Die allmähliche Verfälschung des Textes hat den Autor ein ganzes Jahr lang im Gespräch gehalten: im Fernsehen, im Radio und auf literarischen Veranstaltungen. war Politycki ein gern gesehener Gast, der immer wieder über seine Arbeit auf den Netzseiten und über seine Arbeit an einem neuen Roman Auskunft geben sollte. Auf diese Weise hat der Netzauftritt nicht nur der Online-Abteilung vom ZDF, sondern auch Politycki und nicht zuletzt seinem Buch zu einigem Erfolg verholfen.

Anders ist das mit einem Autor wie Rainald Goetz auch nicht gelaufen, der sich ein Jahr lang Tag für Tag ins virtuelle Schaufenster gestellt hat, nicht zuletzt um im Gespräch zu bleiben und damit den Verkauf des gedruckten *Abfall für Alle* strategisch vorzubereiten. Auch die Berliner Autorin Elke Naters gilt als hervorragendes Beispiel für die Möglichkeit, die Literatur im Netz als Marketingmedium zu nutzen. Mittlerweile hat sie es sogar zur Zigarettenwerbung gebracht, was man sicher weder allein der literarischen Qualität ihrer Bücher noch der Durchschlagskraft ihres Internet-Projekts ampool.de zuschreiben kann. Für den Erfolg ist maßgeblich die gekonnte Verbindung von beidem verantwortlich, die gegenseitige Unterstützung der Medien Buch und Internet bei der Inszenierung der Autorin als Allegorie junger, weiblicher, unbeschwerter Medienkompetenz.

Auch das kann man gut finden oder nicht. Man kann es als Verrat an der Literatur sehen, aber auch als Besinnung des Literaturbetriebs auf seine eigentliche Funktion oder als Ausdruck eines ganz unverspannten Umgangs

der Autoren mit dem Netz. Klar ist, daß das Internet nach der Auflösung der großen Utopien und nach dem Durchbruch des E-Commerce weder von den Autoren noch von den Verlagen als Medium der Befreiung von Literatur oder andersherum als genuiner Zerstörer der literarischen Kultur interpretiert werden kann. Zu Beginn des neuen Jahrzehnts wird, dem derzeitigen Hype um den dot.com-Markt entsprechend, der Blick viel eher auf die Vermarktbarkeit von Literatur in der vernetzten Welt gerichtet und auf die Restrukturierung des Buchmarktes durch den Einfluß digitaler Technologien. Vor allem deshalb interessieren Auftritte wie der von Michael Crichton. Denn er führt vor, wie sich der Autor von seiner monomedialen Rolle verabschiedet und für ein und dieselbe Geschichte verschiedene Erzählmuster für verschiedene Medien entwickelt, um sie auf verschiedene Weise zu vermarkten. Und die Veröffentlichung einer Erzählung von Stephen King interessiert vor allem deshalb, weil sie vorführt, daß man mit Literatur im Netz und durch das Netz innerhalb von 48 Stunden hunderttausend Dollar verdienen kann. Das sind die Erfolgsgeschichten, die neue Erfolgsgeschichten generieren sollen, um die Annahme und Abnahme noch weiterer Erfolgsgeschichten zu motivieren.

**Terézia Mora**  
*Oh Zeit, deine Pyramiden*  
Über ein obskures Objekt

Und Gonzales gab Prospero „... nebst reichen Kleidern; / Auch Leinwand, Zeug und allerlei Gerät ...“ auch ein Rocketbook mit ins Boot, damit er auf seiner einsamen Insel stranden konnte. Alles, was es an Nützlichem, Praktischem, Trost spendendem (also Schönem und/oder Okkultem) gibt, war darin vereint. (Greenaway behauptet, die milde Gabe hätte aus 24 Büchern aus Prosperos Bibliothek bestanden, das hieße: 3 Rocketbücher – „normal“ gegen elektronisch notiert zur Zeit mit 1:8 – was eine Dreifaltigkeit ergäbe. Auch nicht schlecht. Aber bleiben wir bei einem. Ich bin schließlich kein Fürst, gestürzt oder ungestürzt, nur eine Spaziergängerin von Frankfurt, und mein Gönner heißt BOL.) Letizia Alvarez de Toledo (a.k.a. J.L. Borges) hat, als letzte Fußnote einer überflüssigen und wortreichen Epistel über eine (die) Bibliothek ohnehin angemerkt, die ungeheure Bibliothek sei überflüssig, strenggenommen würde ein einziger Band gewöhnlichen Formats ... genügen, wenn er aus einer unendlichen Zahl unendlich dünner Blätter bestünde (wobei ich Letzteres – was unendlich viel und was ein Blatt ist – als eine Definitionsfrage betrachte). Der erste Massenartikel der Welt zusammengezogen auf einen Punkt, in einem Objekt (denn die 8 in 1:8 umzudrehen zu einem 8, ist vielleicht auch nur eine Frage verschwindender Zeit). Stapel neben dem Bett, Piedestale für Teetassen, Wälle („ich arbeite!“) gegen die Lieben: vorbei.

Nach herkömmlichen Buchmaßstäben hat mein Objekt die gewöhnliche Größe eines Klein-Oktavs – bis 18,5 cm Rückenlänge. (Falls es sich bewährt, werden mit der Zeit vielleicht auch Sedet und Oktav dazukommen, Großoktav, Lexikonoktav, Quart, Folio und Groß-Folio wohl eher nicht, die Richtung abwärts, Gameboy bzw. Handy ist da schon wahrscheinlicher.) Prächtig ist das Utensil, das ich aus einem Futteral, außen nüchternes Kunstleder, innen frivoler lila Satin, nehme, eben nicht. Buchenholz, Ton, Palmblatt, Bambus, Ficus und Agave, Leder, Papyrus, Lumpen, Zellulosebrei – Rocky, wie ich es nenne, hat alles abgelegt, was am Buch unwichtig war: Umschlag, Material, Qualität und Farbe seiner Blätter; Beliebigen und Illusionäres, das über die wahre Beschaffenheit und Rolle des Buchs kaum etwas aussagte. (Über den Status ja, und ebendieser ist heute aus anderen Stoffen gemacht.) Ein „als ob“-Objekt. Wie das Buch der Spiegel, das, wie sich Greenaway vorstellt, das wichtigste unter Prosperos